

## Ein Hindu-Christ verändert die Mission

Der Hinduismus verdiene es, wertgeschätzt zu werden, fand Channappa Uttangi bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Der indische Missionar gilt als Pionier des interreligiösen Dialogs in der Basler Mission.  
von Eva Mell



Es sollte wohl eine Warnung sein, als der Lehrer seinen Studenten ein Bild des gerade verstorbenen Philosophen Herbert Spencer zeigte. Eine Warnung davor, sich mit Andersdenkenden wie Spencer zu beschäftigen, und davor, was geschehen könnte, wenn man vom rechten Glauben abkommt: «Weil er Atheist war, ist er ohne inneren Frieden gestorben. Ihr könnt das an seinem satanischen Gesichtsausdruck erkennen», sagte der Lehrer.

### Ein kritischer Student

Ein junger Student zweifelte an den Worten des Lehrers. Was dieser sagte, konnte doch nicht wahr sein! Also begann er heimlich und hinter verriegelter Tür all jene philosophischen und theologischen Schriften zu lesen, vor denen ihn seine Lehrer immer gewarnt hatten. Der wissbegierige Student hiess Channappa Uttangi. Die Schule, die er von 1904 bis 1908 besuchte, war das «Christian Theological Seminary» der Basler Mission in Mangalore, Indien. Nach der Ausbildung arbeitete er bis 1941 als Missionar der Basler Mission in Südindien.

*Dies ist das einzige Bild von Channappa Uttangi, das im Bildarchiv der Basler Mission zu finden ist. Er sitzt auf dem vierten Stuhl von links. Links neben ihm sitzt Missionar Schiess, zu dessen Verabschiedung dieses Bild am 9. Februar 1933 aufgenommen wurde.*

Damals war er in den Reihen der Missionsgesellschaft ein Aussenseiter, sein Drang, die Dinge zu hinterfragen, war gar nicht gern gesehen. Heute spricht die Missionsgesellschaft hingegen gern und stolz von Channappa Uttangi als Pionier des interreligiösen Dialogs in der Basler Mission.

Eigentlich hätte Channappa Uttangi ja lieber einen anderen Beruf ergriffen. Aber sein Dienst in der Missionsgesellschaft war vorbestimmt. Vielleicht nicht von Gott, zumindest aber von seiner Mutter.

Channappa Uttangis Vorfahren waren Lingayaten, Anhänger einer monotheistischen Religion in Südindien, in der Shiva als einziger Gott verehrt wird. Sein Grossvater wurde nach einer spirituellen Suche Christ und liess sich 1851 von einem Missionar der Basler Mission taufen. Fortan lebte die Familie in enger Verbundenheit zur Missionsgesellschaft. Channappas Vater war Lehrer in verschiedenen Schulen der Basler Mission und heiratete im Jahr 1877 Subhadravva. Das Paar blieb zunächst kinderlos.

Subhadravva wollte das nicht akzeptieren. Sie betete und betete und bot Gott schliesslich sogar an, ihm ihren ersten Sohn in den Dienst zu stellen. Und siehe da: 1881 wurde Channappa Uttangi geboren. Die Mutter vergass ihr Versprechen nicht und überzeugte ihren Sohn, das theologische Seminar der Basler Mission zu besuchen. Doch die theologischen Vorstellungen und die Missionsstrategien, die er dort lernte, gefielen ihm nicht. Er blieb der Basler Mission zwar als Student und auch später als Missionar treu. Aber er erschuf seine eigene Missionsstrategie, die von Dialog und



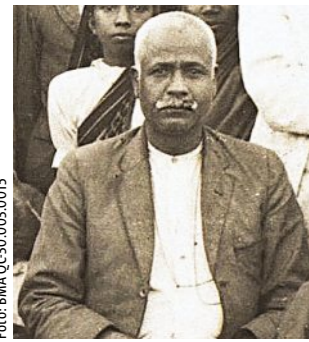


Foto: BMA OC30.003.0015

## Channappa Uttangi: «Jede Religion fasst verschiedene Facetten der Wahrheit auf eigene Art im kulturellen Ethos zusammen»

Toleranz geprägt war – und die einigen Basler Missionaren ganz und gar zuwider war.

### Das Fremde verdammen

Hindus, so hat es Channappa Uttangi beschrieben, haben die Basler Missionare immer wieder als Menschen erlebt, die ihre eigene Religion rühmen und die der anderen verdammen. Tatsächlich mussten Christen, die zuvor Hindus gewesen waren, alle Verbindungen zu ihrer bisherigen Religion kappen. In Indien sind Kultur und Religion stark miteinander verwoben. Deshalb hatte der Übertritt zum Christentum radikale Folgen: Die neu gewonnenen Christen verabschiedeten sich von ihrem bisherigen Umfeld und lebten fortan auf dem Missionsgelände. So war es auch bei Channappas

Grossvater gewesen. Viele Missionare sahen die fremde Kultur und Religion als eine Gefahr für die christlichen Werte an. Ihre eigene Kultur und Religion betrachteten sie als überlegen.

Kein Wunder also, dass einige Missionare befürchteten, Uttangi sei vom Christentum abgekommen, als sie seine ganz andere Missionsstrategie beobachteten. Denn Channappa Uttangi war fest davon überzeugt, dass man die Religion seines Gegenübers genau verstehen müsse, um dem Andersgläubigen die christliche Lehre verständlich zu machen. Deshalb ordnete er den christlichen Glauben immer wieder in die kulturellen und religiösen Vorstellungen seiner hinduistischen Zuhörer ein.

Wenn eine Religion wie das Christentum Eingang in eine neue Gesellschaft finden will, so muss sie sich den kulturellen Gegebenheiten anpassen, so seine Überzeugung. Und er ging noch weiter. Zu seinen persönlichen Grundsätzen über die verschiedenen Religionen gehören diese Aussagen: «Jede Religion bereitet die Menschen auf gewisse Weise auf Christus vor und hat somit positive Punkte. Jede Religion fasst somit verschiedene Facetten der Wahrheit auf eigene Art im kulturellen Ethos zusammen.»

### Uttangi, der Hindu-Christ

Deshalb begann Channappa Uttangi, den Lingayatismus, die Religion seiner Vorfahren, intensiv zu studieren – und bezeichnete sich selbst sogar als Hindu-Christ. Seine Reden und Schriften, mit denen er sich an ein hinduistisches und lingayatisches Publikum wandte, sind von einer Strategie der Annäherung und Abgrenzung geprägt. Er fordert darin von den Vertretern der Religionen mehr Akzeptanz für die jeweils andere Religion und eine Annäherung durch eine intensive Beschäftigung mit ihr. Das Resultat dieser Annäherung soll aber nicht

die Verschmelzung der Religionen sein, sondern eine bewusste Abgrenzung: Die unterschiedlichen religiösen Standpunkte sollen sichtbar werden. Das Erkennen der Unterschiede führt laut Channappa Uttangi wiederum dazu, dass man sich wieder einander annähert und von der jeweils anderen Religion lernt.

Der selbst ernannte Hindu-Christ hat Andersgläubigen eine ungewohnte Wertschätzung entgegengebracht. Deshalb schätzten ihn Vertreter des Lingayatismus zu seinen Lebzeiten als wahren Christen, der sich gleichzeitig in der indischen Religionsgeschichte auskennt.

Doch so sehr er sich auch für die Wertschätzung anderer Religionen aussprach – sein Ziel war letztendlich immer, dass seine Zuhörer sich zum Christentum bekehren. Deshalb schloss er seine Reden und Schriften auch mit missionarischen Appellen ab, rief noch einmal «Der Sieg gebührt Christus!» aus oder bat darum, dass die Menschen in Indien ihre Sünden erkennen und umkehren mögen. Einen Dialog ohne Bekehrungsziel strebte der indische Missionar also nicht an. So weit wich er dann doch nicht von den Grundsätzen der Basler Mission ab. Aber er schuf eine wichtige Grundlage dafür, dass die Wertschätzung der Religionen füreinander wachsen konnte und sich der Dialog der Religionsvertreter bis heute immer weiter entwickelt hat. ■

## «Oberflächliche Toleranz führt nicht weiter»

*Der interreligiöse Dialog ist heute lebensrelevant, sagt Detlef Lienau von Mission 21 – und ist sich sicher, dass die Missionsgesellschaft noch immer von Channappa Uttangi lernen kann.*

**Detlef Lienau, Channappa Uttangi hat gesagt, die Missionare hätten zu seiner Zeit fremde Religionen verdammt. War das eine gängige Einstellung von Missionaren in allen Missionsgebieten der Basler Mission Anfang des 20. Jahrhunderts?**

Verdammen ist sehr stark gesagt. Ich denke man kann sagen, dass man eine starke Wertschätzung der eigenen Religion hatte und dachte, dass diese Religion für alle Menschen hilfreich ist. Das hat sicherlich auch manchmal dazu geführt, dass man andere Religionen herabgewürdigt hat. Viele Missionare sind aber auch mit einer sehr grossen Neugierde auf fremde Religionen zugegangen. Allgemein kann man sagen, dass Missionare gerade die afrikanischen Religionen oft eher weniger wertgeschätzt haben als zum Beispiel Religionen in Ostasien, wo man die Kultur deutlich höher bewertet hat.

**Wie wird der interreligiöse Dialog heute bei Mission 21 praktiziert?**

Wir führen Diskussionen über den interreligiösen Dialog im Bereich unserer Bildungsarbeit und wir sind engagiert in der interreligiösen Friedensarbeit. Wir haben zum Beispiel einen Partner in Nigeria, der in ganz Westafrika christlich-muslimische Friedensinitiativen fördert. Und wir haben eine Partnerkirche im Norden

Nigerias, die extrem stark vom Terror durch Boko Haram betroffen ist. Achtzig Prozent der Gemeindeglieder wurden vertrieben. Dort muss man aufpassen, dass die Bedrohung nicht in Verärgerung und Hass auf den Islam allgemein umschlägt.

Detlef Lienau:

**«Unsere Partnergemeinden sind uns ausgesprochen dankbar, dass wir vor vielen Jahren in ihre Länder gekommen sind und missioniert haben»**

**Uttangi wollte letztendlich immer, dass sein Gegenüber den christlichen Glauben annimmt. Ist die Missionierung zum christlichen Glauben heute noch ein Ziel des interreligiösen Dialogs bei Mission 21?**

Mission 21 hat eine Mission, und wir wollen missionieren. Aber Mission ist nicht nur Glaubensmission. Ein Grossteil unserer Projekte spielt sich in den Bereichen Gesundheit, Ernährung und Bildung ab. Unsere Mission ist, dass die Welt einmal so sein wird, dass Menschen gut darin leben können. Glaubensmission finden wir nicht falsch, aber dieser Bereich läuft über unsere Partner im Süden.

**Sind denn die Gemeinden aus den ehemaligen Missionsgebieten selbst stark an der Glaubensmission interessiert?**

Diese Gemeinden sind uns ausgesprochen dankbar, dass wir vor vielen Jahren in ihre Länder gekommen sind und missioniert haben. Es ist erstaunlich, wie stark das jetzt, während des Jubiläumsjahrs, in verschiedenen Beiträgen und Predigten unserer Partnergemeinden betont wurde. Sie sind heute zum Teil enorm in der Glaubensmission aktiv. Einige von ihnen stehen durch die muslimisch geprägte Politik in ihren Ländern stark unter Druck. Sie wissen, dass sie weiter in die Ecke gedrängt werden, wenn sie ihre Basis nicht stärken. Ausserdem gehört es ja auch zum christlichen Glauben dazu, dass man anderen das aufzeigen möchte, was man als gut und lebensförderlich erlebt.

**Kann Mission 21 heute noch etwas von Uttangi lernen?**

Auf jeden Fall. Er ist natürlich nicht mehr der Pionier, der er vor hundert Jahren war. Aber wir können von ihm viel lernen, zum Beispiel dieses Verstehenwollen einer anderen Religion. Uttangi wusste, wovon er redet, wenn er vom Hinduismus sprach. Und er hat die Stärken des christlichen Glaubens selbstbewusst ins Gespräch eingebracht. Er hat die Unterschiede zwischen den Lebenshaltungen aufgezeigt und er hat deutlich gemacht: Wir Christen haben etwas, von dem wir glauben, dass es gut ist, wenn ihr euch damit auseinandersetzt. Zudem hat er betont: Nicht ich als Christ bin das, was ihr übernehmen sollt. Ich bin ja selbst einer, der auf der Suche nach Christus ist.

**Wie sieht die Zukunft des interreligiösen Dialogs aus?**



Foto: zlg

*Detlef Lienau ist Studienleiter in der Abteilung «Bildung Austausch Forschung» bei Mission 21.*

Die Frage des Wahrheitsanspruchs, wie wir sie bei Uttangi haben, ist für die Zukunft wichtig. Es reicht nicht, nur zu sagen, dass doch sowieso alles das Gleiche sei. Solch eine oberflächliche Toleranz führt nicht weiter. Ausserdem spricht man heute bereits nicht mehr nur vom Dialog, sondern auch von der Diapraxis. Wir müssen über das gelebte Leben reden. Das ist auch deshalb wichtig, weil der interreligiöse Dialog heute lebensrelevant ist. In unserer Gesellschaft leben Menschen mit verschiedenen Religionen zusammen. Wir brauchen den Dialog und die Diapraxis schlicht und einfach, damit wir als Gesellschaft gut zusammenleben können.

Interview: Eva Mell